Drei alte Jungfern.

Novelle von Detlef Stern.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

Der abendliche Spaziergang und die innere Aufregung hatten aber schlimmere Folgen für Herrn Mathias als einen gewöhnlichen Schnupfen. Er schlief nicht in dieser Nacht und fieberte am folgenden Tage. Als Reichhardt ihn wegen einer Geschäftsangelegenheit aufsuchte, fand er sein Aussehen gar nicht befriedigend, rieth ihm, im Bette zu bleiben und schrieb ein Rezept für ihn auf. Herr Mathias lachte und meinte, er sei nie im Leben krank gewesen und dies sei ein vorübergehendes Unwohlsein, aber als sich gegen Abend stärkeres Fieber einstellte, wurde ihm selbst unbehaglich und er ließ den Doktor noch einmal zu sich bitten.

Als dieser kam, fand er Fräulein Weber mit der Haushälterin eifrig parlamentirend. „Ist er wirklich so krank, daß Niemand zu ihm hinein darf?" rief sie dem Doktor entgegen. „Selbst ich nicht?"

„Herr Schumann hat mir verboten, Besuch einzulassen!" rief die Haushälterin dazwischen.

„Aber, sagen Sie ihr doch, bester Doktor, daß ich kein Besuch bin. O, ich ahnte es gestern Abend, als ich ihm zu so ungewohnter Stunde begegnete, daß er krank werden und meine Hilfe bald nöthig sein dürfte. Hoffentlich wird es kein Typhus?"

Reichhardt beruhigte sie und versprach, ihr zu sagen, ob andere Pflege, als die der Haushälterin geboten wäre. Aber er kam bald mit dem Bemerken zurück, daß Herr Mathias nichts von einer Pflegerin hören wollte. Rücksichtsvoll verschwieg er die grobe Bemerkung, mit welcher der Kranke die aufdringliche, barmherzige Schwester in's Pfefferland gewünscht hatte.

Mehrere Tage vergingen. Herr Mathias fieberte noch immer, und Fräulein Weber erlebte die niederschmetternde Zurücksetzung, daß er statt ihrer Klara Waldow zu sich bitten ließ, die von da an täglich mehrere Stunden bei dem Kranken zubrachte.

Die ruhige, heitere Art Klaras, welche, frei von jeder Ostentation, immer das Rechte zur rechten Zeit that, muthete den alten Junggesellen eben so an, wie den Doktor und machten ihm ihre Gesellschaft erwünscht und angenehm. Er hatte ihr gleich am ersten Tage eine bedeutende Summe für die Goldsachen Fräulein Paulsens eingehändigt, mit dem Bemerken, daß sie den Käufer verschweigen solle; dagegen hatte ihm Klara in sauberen Kristallgläsern ausgezeichnet eingemachte und den Fiebernden sehr erquickende Heidelbeeren gebracht, über deren Spenderin sie anfangs sehr geheimnißvoll that, als die sie ihm aber auf sein dringendes Ersuchen Fräulein Paulsen nannte.

„Sie hat mir zwar streng verboten, ihren Namen zu nennen," sagte Klara, „da sie fürchtet, daß Sie ihr noch immer grollen. Aber ich weiß es besser, nicht wahr, Herr Schumann? Sie haben ein viel zu gutes Herz, um der Armen noch jetzt nachzutragen, was sie längst bitter bereut hat."

„So, bereut hat sie es also doch? Ja, die Reue ist der Bote, der hinterher hinkt; er wird auch bei der Kleinen nicht ausbleiben," brummte Herr Mathias.

„Und wäre auch Ihnen nachgehinkt, bester Freund, wenn Sie die ungleiche Verbindung geschlossen hätten. Dessen bin ich gewiß."

„Möglich, möglich," seufzte der Kranke und nahm einen Theelöffel von den erquickenden Beeren. „Sagen Sie, hat Fräulein Betty diese Früchte selbst eingekocht?"

„Gewiß," bestätigte Klara. „Sie ist sehr geschickt im Einmachen und hat diesen Herbst wie gewöhnlich ihre Speisekammer reich mit Marmeladen und Kompotten gefüllt, da sie dieselben ihrer Gesundheit zuträglich hält. Jetzt freilich behauptet sie, sich den Luxus nicht gestatten zu können, alles selbst zu essen und wünscht, den größten Theil zu verkaufen. Reflektiren Sie darauf, dann werde ich die Vermittlerin machen."

„Ich werde alles kaufen, alles und den höchsten Preis dafür zahlen — natürlich!" rief Herr Mathias lebhaft. Dann wurde er plötzlich sehr nachdenklich, und als Klara ihn an jenem Tage verließ, hatte sie das Gefühl, als habe sie einen geschickten, diplomatischen Schachzug ausgeführt.

Es war ihr bestimmt, eine Stunde später, als sie allein in ihrem Zimmer saß, einen zweiten solchen Schachzug zu thun, den sie schon längst vorbereitet, der ihr aber trotzdem große Ueberwindung kostete.

Emma war einer Besorgung wegen ausgegangen, und Reichhardt, welcher ihr in der Thüre begegnete, benutzte den Augenblick, wo er Klara allein wußte, um sie aufzusuchen und zum ersten Male wieder auf seinem vor vielen Wochen gemachten Antrag zurückzukommen.

„Sie sagten damals, daß es eine Versuchung für Sie sei, Klara. Darf ich hoffen, daß dieselbe in der langen Zeit so an Kraft gewonnen hat, um Sie meinen Wünschen geneigt zu machen?"

Klara schüttelte ernst den Kopf. „Es ist im Gegentheil etwas dazwischen getreten," entgegnete sie, „was mich mehr als je wie ein Unrecht empfinden ließe, wollte ich meine erste Entscheidung zurücknehmen. Lassen Sie uns Freunde sein, Reichhardt, die Freundschaft bindet sich nicht an Jahre, und sie ist dauerhafter, wie die Liebe, die —"

„Zuletzt doch in jene dauerhafte Freundschaft übergeht," unterbrach sie der Doktor. „Warum sollten wir nicht gleich beim Uebergange anfangen und eine Ehe aus Freundschaft schließen?"

„Und wenn wir es thäten und Sie erblickten dann später neben Ihrer alternden Frau ein junges, immer lieblicher aufblühendes Wesen und Ihnen gingen die Augen auf und das Herz mit, und Sie fühlten, daß Sie doch noch zu jung sind für eine resignirte Freundschaft, was dann?"

Reichhardt lachte. „Denken Sie dabei an eine bestimmte Person, oder ist es ein Phantasiegebilde, welches Sie heraufbeschwören?"

„Ich denke an eine bestimmte Person."

„Und die wäre?"

„Emma!"

„Mein Mündel — welcher Einfall!"

„Sie wird alle Tage lieblicher!"

„Das hat Herr Mathias auch gefunden, und ist ihm schlecht bekommen. Für alte Junggesellen wie wir, ist solch ein junges Ding nicht geschaffen."

„Aber Sie wollen sich doch nicht mit dem alten Herrn vergleichen, Reichhardt? Jedenfalls scheinen Sie in Emma's Augen als ein anderer. Weil sie ihren jüngeren Vormund liebt, hat sie den älteren ausgeschlagen."

Jetzt war es heraus! Der Pfeil war vom Bogen geschnellt — daß die zurückschwirrende Sehne sie selbst verwundete, war ihr Nebensache. Klara hatte gethan, was sie für Recht hielt.

Die Wirkung ihrer Mittheilung war nicht sogleich ersichtlich. Reichhardt bewahrte die gewohnte Ruhe und fragte mit einem sarkastischen Lächeln: „Hat sie Ihnen aufgetragen, mich von ihrer Neigung in Kenntniß zu setzen?"

„Können Sie so etwas annehmen, Reichhardt? Emma darf nie etwas von meinem Dazwischentreten erfahren — es würde sie zu tief beschämen."

„Und ist es die Kenntniß von dieser Neigung, welche es Sie mehr als je wie ein Unrecht empfinden läßt, mein Verlangen zu erfüllen?"

„Ja, wenn Sie gesehen hätten, wie das arme Kind gegen Pflicht und Neigung kämpfte — wie es bald bereit war, sein junges Leben zu verkaufen um der Tante willen, bald wieder verzweifelt aufschrie: „Ich kann nicht, ich kann nicht — muß es denn sein?" Erst als es mir sein ganzes Herz ausgeschüttet, erst als ich wußte, daß dasselbe nicht mehr frei sei und nun selbst von der Verbindung mit Schumann abrieth, kam Emma zur Ruhe. „Ich weiß, daß meine Liebe hoffnungslos ist," sagte sie, „ich weiß, daß ich viel zu gering und niedrig für ihn bin, aber ich will lieber unverheirathet und frei bleiben, will arbeiten und mich mein lebelang mühen, als an einen alten Mann gekettet sein." Rührt Sie das nicht, Reichhardt?"

Der Doktor lächelte. „Jedenfalls nicht so sehr, wie Sie," sagte er, „denn ich bin keineswegs geneigt, deshalb meinen Antrag an Fräulein Klara Waldow zurückzunehmen. Denken Sie, Emma könnte mir das gewähren, was ich von Ihnen erhoffe?"

„Das und mehr als das," antwortete Klara entschieden. „Was ich Ihnen gewähren kann, läuft daneben und wird Ihnen nie entzogen werden."

„Gut," sagte der Doktor und stand auf; „Sie wollen also nicht. Wenn Sie aber denken, ich werde nun sogleich zu Fräulein Emma gehen und um diese anhalten, so irren Sie sich."

„Ich denke nichts dergleichen. Emma wird eine Stelle annehmen, die ich bereits durch meinen Bruder für sie gefunden habe. Sie geht in ein reiches Haus nach der Residenz, wo sie sich bei Kindern und im Häuslichen nützlich erweisen soll. Es ist nöthig, daß sie ihre Kraft erprobt und dieselbe im Kampfe um das Dasein bewährt. Das wird ihr selbst Befriedigung gewähren und ihr die Achtung derjenigen erwerben, die bisher wenig Zutrauen in ihre Fähigkeiten setzten."

„Die meinige zum Beispiel?" fragte Reichhardt ironisch.

„Auch die Ihrige," entgegnete Klara ruhig.

Geärgert und innerlich erregter, als er es sich gestehen wollte, verließ der Doktor die Freundin. Klara liebte ihn nicht, so viel war gewiß, denn wie hätte sie ihn sonst so abweisen und die Freiwerberin für eine andere machen können? Für Emma!

Er und Emma — ja paßten sie beide denn zusammen? Da ging sie eben am Fenster vorüber, leichten, elastischen Schrittes, den schwarzen Schleier zurückgeschlagen. Sie warf im Vorübergehen einen Blick hinein; sie sah ihn; er nickte ihr zu und eine helle Röthe flog über das freundliche Gesichtchen. Sie wurde in der That jeden Tag hübscher.

Liebte sie ihn wirklich oder bildete sie sich nur ein, ihn zu lieben? Er hatte nie an diese Möglichkeit gedacht, jetzt begann er, dieselbe zu erwägen und nahm sich vor, zu beobachten. Aber die Frist zur Beobachtung war kurz gewesen. Schon in einer Woche sollte Emma fort, und es gab so vieles zu thun und einzurichten, daß sie sich selten zeigte, wenn er eine Kaffeestunde bei Fräulein Waldow zubrachte.

Der Tag der Abreise war gekommen. Klara ließ es sich nicht nehmen, ihre Pflegebefohlene selbst dem neuen Wirkungskreise zuzuführen und Reichhardt begleitete beide zum Bahnhofe.

Emma's Augen standen voll Thränen, als sie ihrem Vormunde die Hand zum Abschied reichte. „Ich danke Ihnen so sehr für Alles, was Sie für mich und die Tante thaten, schluchzte sie.

Der Doktor fühlte sich seltsam bewegt. „Vielleicht kann ich einst mehr für Sie thun, liebe Emma," sagte er leise. „Will meine kleine Mündel mir zuweilen schreiben, wie es ihr geht?"

„Ja, darf ich denn?" Emma's Antlitz strahlte auf.

„Ich bitte darum."

Der Schaffner kam und schloß die Thür. Klara, die zum entgegengesetzten Fenster hinaus gesehen hatte, ließ die Billets kupiren; die Lokomotive pfiff, fort brauste der Zug.

In tiefen Gedanken verließ Reichhardt den Bahnhof.

Sechszehntes Kapitel.

Herr Mathias Schumann hatte sich von seiner Krankheit erholt und ging wieder elegant gekleidet, mit einer nagelneuen Perrücke im Städtchen umher. Aber in seinen gewohnten Spaziergängen war eine Aenderung eingetreten. Man traf ihn nicht mehr zur bestimmten Stunde auf dem Markte oder in den Waldanlagen, noch auf dem Bahnhofe, sondern man konnte ihn überall begegnen, heute hier, morgen da, und eines Tages geschah es sogar, daß Fräulein Weber ihm in der abgelegenen Fischerstraße begegnete, ohne von ihm bemerkt zu werden. Sie benutzte diesen günstigen Zufall sogleich, um ihm nachzuspioniren und mit Erstaunen bemerkte sie, daß er in dem Häuschen, welches Frau Pastor Harms bewohnte, verschwand.

Was wollte er dort? Unterstützte er die Frau? Ließ er seine Wäsche bei ihr nähen? Seit wann besorgte er dergleichen in eigener Person? Fräulein Charlotte war nicht die Person, solche Fragen unbeantwortet zu lassen. Sie hatte schon längst der guten Frau Pastor einen Besuch zugedacht, warum sollte sie denselben nicht sogleich machen?

Resolut öffnete sie die Hausthür und klopfte im Parterrezimmer an. „Herein" ertönte es von drinnen und sie folgte dem Ruf. Frau Harms saß an ihrer Maschine und nähte, die älteste Tochter richtete Weißzeug ein, die übrigen waren zur Schule. Vergebens suchten die Blicke Charlottens den Exapotheker — er verstand doch nicht die Kunst, sich unsichtbar zu machen?

Sie unterdrückte ihre Verwunderung und überfiel die arme Frau Pastor mit einem Wortschwall, der die Nähmaschine zum Stillstand brachte. Nachdem sie Fragen über alle Familienglieder angestellt, ohne erst auf die Antwort zu hören, sagte sie: „Sie bewohnen das Häuschen doch allein?"

„Ich that es bis vor Kurzem," entgegnete Frau Harms. „Das Hinterstübchen, welches ich hätte abgeben können, war nicht möblirt, und dann — konnte ich doch auch nicht jeden bei mir aufnehmen. Seit vorgestern habe ich aber die Mietherin, die mir Fräulein Waldow verschafft hat. Sie zahlt wenig, aber es ist doch eine Erleichterung für mich, und die Dame ist auch gut bei mir aufgehoben."

„Doch nicht Fräulein Paulsen?" rief Charlotte, welcher ein Licht aufging.

„Dieselbe. Die arme Dame ist recht unglücklich — wohlhabend, wie sie war, hat sie ja alles durch den Bruder verloren."

„Nicht alles!" berichtigte Charlotte. „Die Gläubiger, als sie sahen, daß Fräulein Betty sich ihnen gegenüber nobel benahm, haben sich ihrerseits auch wieder nobel benommen und den größten Theil ihrer Ansprüche fallen lassen. So hat sie 8,000 bis 10,000 Mark gerettet, von deren Zinsen sie in der kleinen Stadt immerhin zu leben vermag."

„Aber recht beschränkt," meinte Frau Harms.

„Nun, es werden sich schon Leute finden, die ihr hier und da etwas zufließen lassen."

Charlotte dachte dabei an Herrn Schumann, wunderte sich aber doch, daß derselbe seine alte Flamme wieder aufgesucht hatte. Sie dehnte ihren Besuch möglichst lange aus, aber auch Herr Schumann schien keine Eile zu haben, und so mußte sie endlich fort, ohne seinen Abzug zu erleben.

Nicht weniger als Charlotte war Betty Paulsen durch den unerwarteten Besuch überrascht worden. Sie war gerade mit einem Briefe an Emma beschäftigt, als derselbe bei ihr anklopfte. Die Feder entfiel ihrer Hand beim Anblick des Besuchers, der seinen Kopf zuerst vorsichtig durch die Thür steckte, ehe er den übrigen Menschen nachkommen ließ.

„Ich hoffe, nicht zu stören, mein Fräulein?" fragte er förmlich.

„Nicht im mindesten," antwortete Fräulein Betty, aber sie zitterte vor Erregung.

„Sie sind im Begriff zu schreiben?"

„An meine Nichte; bitte, setzen Sie sich!"

Herr Schumann ließ sich breit in den Lehnstuhl nieder, welchen sie ihm hinschob, klemmte den Hut zwischen die Knie und sagte: „Sie haben gute Nachricht von der Kleinen?"

„Sehr gute. Sie findet sich vortrefflich in ihre Stellung und man scheint durchaus zufrieden mit ihren Leistungen zu sein."

„Hm, hm," machte Herr Mathias. „Sie ist noch sehr jung; ich denke nicht, daß sie so gut Früchte einzumachen versteht, wie ihre Tante."

Fräulein Betty wurde sehr roth und sah wieder sehr jugendlich aus.

„Und wer sagt Ihnen, daß die Tante dies gut versteht?"

„Als ob ich nicht wüßte, von wem die Heidelbeeren kamen! Ich komme heute, um Ihnen für dieselben zu danken. Die Früchte haben mich sehr erquickt, als ich im Fieber lag."

„Haben sie das? O, wie mich das freut, Herr Schumann!"

„So, so, das freut Sie? Dann würden Sie mir auch wohl sonst noch einen Gefallen thun?"

„Von Herzen gern."

„Das klingt sehr erfreulich, sehr erfreulich, in der That. Ich wollte, Sie hätten in jüngeren Jahren so gute Gesinnungen für mich gehabt."

„Ach, sprechen wir nicht davon, bester Herr Mathias! Können wir Vergangenes nicht vergessen sein lassen? Welch' einen Gefallen könnte ich Ihnen erweisen?"

Herr Schumann räusperte sich einige Male, drehte den Hut zwischen den Knien hin und her und sagte endlich: „Man sagte mir, Sie wünschten eine Hausdamenstelle, oder haben Sie den Gedanken aufgegeben?"

„Keineswegs, mein Einkommen ist sehr gering; wenn sich etwas Passendes fände —"

„Würde Ihnen mein Haus passen, Fräulein Betty? — Haben Sie keine Furcht? fuhr er auf ihre abwehrende Bewegung fort; „das soll kein Antrag sein! Ich habe an zwei Körben aus einer Familie gerade genug. Aber ich werde alt, meine Haushälterin genügt mir nicht; ich möchte eine gebildete Dame bei mir haben, die für Alles ein Auge hat und mir auch die langen Abende gemüthlich macht.

„Und da dachten Sie an mich? Ach, Herr Schumann, das habe ich wirklich nicht um Sie verdient!" rief Betty gerührt aus.

„So sagen Sie also ja?"

„Aber ich kann so wenig leisten; ich habe nur immer mir allein gelebt—wenn ich Ihnen nur genüge!"

„Ach was, machen Sie keine Redensarten—ja oder nein?"

„Nun denn—ja!"

„So ist's recht. Sie mögen kommen, wann Sie wollen; bringen Sie mit, was Sie an weiblichem Firlefanz hier um sich haben und richten Sie sich Ihr Zimmer in meinem Hause damit ein. Vor allen Dingen aber vergessen Sie nicht den Vorrath von Eingemachtem."

Betty lachte. „Dem Himmel sei Dank, daß ich wenigstens etwas Gutes für Sie mitzubringen habe."

Damit war jede Verlegenheit, die sie noch befangen gehalten, verschwunden, und sie plauderten über dies und jenes, so daß eine Stunde im Umsehen dahin war. Als Herr Mathias sich empfahl, strahlte sein rothes Gesicht vor innerer Befriedigung, und der Kommerzienrath, der ihn über den Marktplatz schreiten sah, wunderte sich über seine Leichtfüßigkeit und über den guten Humor, der aus seinen Augen leuchtete.

„Dem ist seine Krankheit gut bekommen," sagte er zu seiner Frau, „er war lustig wie ein Vogel und pfiff sogar den alten Dessauer."

Siebenzehntes Kapitel.

Der Winter verging den Bewohnern unserer guten Stadt unter Vergnügungen mancherlei Art, nur fehlten diesmal die Wohlthätigkeitsconcerte, denn Fräulein Weber war mit Hinterlassung ihrer sämmtlichen Würden und nachdem sie ihr Haus an eine Officiersfamilie vermiethet hatte, auf Reisen gegangen.

Ihre Abwesenheit machte sich bald fühlbar. Die Frau Kommerzienräthin, die Fräulein Webers sämmtliche Aemter übernommen hatte, war zu stark mit Tina's Aussteuer beschäftigt, um ihre ganze Zeit den Vereinen widmen zu können; überdies dünkte sie sich auch viel zu vornehm, um Lotterien oder Concerte zu veranstalten. So stand in allen Vereinskassen ein großes Deficit in Aussicht, für dessen Deckung Niemand energisch eingreifen wollte.

Klara Waldow, welche ihrer Neigung gemäß die directe Theilnahme an öffentlichen Wohlthätigkeitsacten vermied, lebte still in ihrem Häuschen weiter, ein innerliches Geistesleben, von dem Niemand Kunde hatte, als die weißen Blätter, auf denen ihre Feder den Gedankenreichthum niederschrieb, der sie durchfluthete. Reichhardt kam nach wie vor zu einem gemüthlichen Kaffeestündchen, hielt mit ihr über dieses und jenes Rath und sprach mit ihr über Emmas regelmäßig bald an ihn, bald an Klara einlaufende Briefe, welche Zufriedenheit und Freudigkeit athmeten und von dem wackern Streben des jungen Mädchens Zeugniß ablegten.

In Herrn Mathias Schumanns Hause ging es seit dem Einzuge Tante Bettys sehr heiter zu. Der Exapotheker pflegte die Geselligkeit, gab kleine, feine Diners und Soupers, welche Fräulein Paulsen vorzüglich anzuordnen verstand und zu welchen eingeladen zu werden alle Welt sich drängte. Herrn Mathias Humor wurde dabei ebenso glänzend wie sein Gesicht und er überschüttete seine Hausdame, die ganz überraschende Talente und Fähigkeiten entwickelte, mit liebenswürdigen Aufmerksamkeiten.

Fräulein Betty erstaunte selbst über ihre Leistungsfähigkeit, freute sich der Anerkennung und bestrebte sich immer mehr, dieselbe zu verdienen. Dabei wurde sie täglich frischer und blühender, ihre durchsichtige Magerkeit machte einer schönen Fülle Platz, die scharfen Linien im Gesicht verschwanden wie durch Zauber—ja sie vergaß ganz, daß sie Nerven hatte, und der Leidenszug um den Mund wich einem freundlichen Lächeln der Befriedigung. Es gab Leute, welche behaupteten, sie habe als zwanzigjährige Schönheit kaum besser ausgesehen und welche sich zuraunten, daß nun am Ende doch noch aus den Beiden ein Paar werde.

Als der Frühling in's Land kam, fand Tina Hegemanns Hochzeit mit Kurt Friedrichs statt. Um kein Aufsehen zu erregen, hatte man auch Dr. Reichhardt eingeladen, dieser aber hatte grade in jenen Tagen eine kleine Reise vor und verabschiedete sich mit einer förmlichen Entschuldigungsvisite im kommerzienräthlichen Hause. Als er auch Klara Lebewohl sagte und um Grüße und Bestellungen für ihren Bruder bat, den er in der Residenz aufsuchen werde, fragte sie: „Und für Emma soll ich Ihnen keine mitgeben?"

„Gewiß, auch für Emma," sagte er etwas verlegen. „Es versteht sich, daß ich mich als Vormund nach meiner Mündel umsehe."

Klara lächelte. War die Saat, die sie gesät hatte, schon reif?

Eine Woche später brachte der Postbote ein ganzes Packet mit Briefen und Zeitungen. Oben auf lag ein Brief mit Emma's Handschrift. Diesen öffnete Klara zuerst.

„Liebe, beste, einzige Tante Klara!" so begann er. „Ich bin glücklich, so glücklich, wie ich es gar nicht verdient habe, und dies Glück danke ich Dir. Reichhardt sagt, Du habest ihn an mich gewiesen, Du habest ihn zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß ich armes, unbedeutendes Ding eine kleine prächtige Frau für ihn abgeben werde, und darauf hin seien ihm die Augen aufgegangen und er sei jetzt ganz Deiner Ansicht und wenn ich wolle, dann könnten wir gleich heirathen. Ach, wenn ich auch manchmal träumte, es könne in ferner, ferner Zeit einmal etwas werden — daß es so bald kommen würde, durfte ich ja nie, nie erwarten!"

Klara ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Auf's Neue zog ein leises Schmerzgefühl durch ihre Seele — jetzt hatte sie sie ganz verloren. Aber sie faßte sich schnell. Sie hatte es so gewollt, weil sie es für recht und naturgemäß erkannt—sie mußte nun ihr eigenes Glück im Glücke dieser beiden ihr so lieben Menschen zu finden suchen.

Sie las den Brief zu Ende. Er enthielt außer wiederholten Versicherungen von dem großen Glücke der Schreiberin noch die Bemerkung, daß Emma ihre Stelle nicht sogleich verlassen könne, daß sie aber, sobald eine Vertreterin für sie gefunden sei, in Tante Klara's Arme eilen und mit ihr alles für die Hochzeit besprechen werde, welche Reichhardt so schnell wie möglich wünsche. „Uebrigens," so schloß der Brief, „wirst Du bald mit ihm selbst reden können, denn er behauptet, keinen Tag länger bleiben zu können, und folgt vielleicht meinem Briefe auf dem Fuße."

Es dauerte eine Weile, ehe Klara nach dem Lesen dieses Briefes soweit ruhig geworden war, um zu der Oeffnung der übrigen Briefschaften zu schreiten. Sie ließ dieselben mechanisch durch die Finger gleiten und fand ein größeres Couvert mit dem Poststempel „Leipzig" und der Adresse einer bekannten Zeitschrift.

Das Blut stieg ihr in das Gesicht und hastig riß sie es auf.

Der Redacteur des Blattes zeigte ihr an, daß die von ihr eingesandte Novelle Beifall gefunden habe und gedruckt werden würde.

In demselben Augenblick öffnete sich die Hausthür, eilige Schritte kamen die Treppe hinauf und — Reichhardt stand vor ihr.

„Sie haben Emma's Brief erhalten?"

Klara nickte und reichte ihm die Hände entgegen.

„Und sind Sie zufrieden mit mir?"

Sie war zu bewegt, um sogleich antworten zu können. Endlich sagte sie leise:

„Ganz zufrieden, wenn Sie daneben mein Freund bleiben."

„Für alle Zeiten!" rief er und küßte ihre Hände.

Dann reichte sie ihm den Brief aus Leipzig und sagte im Tone glücklicher Gewißheit:

„Auch ich habe meines Strebens Ziel gefunden—jetzt weiter auf der Bahn, die sich mir aufthat!" — — —

In der kleinen Stadt erregte die bald kund werdende Verlobung Reichhardts mit Emma Paulsen unerhörtes Aufsehen, um so mehr, als Niemand im entferntesten an eine solche Möglichkeit gedacht hatte. Am niedergeschlagensten war die Frau Bürgermeisterin, die ihre letzte Hoffnung für die Versorgung ihrer Töchter begrub. Herr Mathias nahm die Nachricht mit bester Laune auf: er hatte es längst eingesehen, daß eine ältere besser für ihn passe.

Fräulein Weber fand durch dieses Ereigniß eine Gelegenheit, auf kurze Zeit nach P. zurückzukehren, denn Klara hatte ihr geschrieben, daß Reichhardt nicht abgeneigt sei, ihr gut gelegenes Haus zu kaufen. Sie trat in der auffallendsten Verkleidung auf und hätte schon durch ihre äußere Erscheinung allein alle Zungen in Bewegung gesetzt. Daß sie aber auch noch in Begleitung eines jugendlichen männlichen Schützlings erschien, in welchem sie ein großes Malertalent entdeckt zu haben glaubte, und den sie nach der Residenz zu einem großen Maler in die Schule bringen wollte, um zugleich für ihn Stipendien und Freitische zu erbetteln, das brachte die Kleinstädter vollends aus dem Häuschen. Fräulein Charlotte indeß sah auf alle die kleinen Seelen mit souveräner Verachtung herab. Sie machte den Kaufcontract mit dem Doktor fertig, kündigte ihrem Miether und fuhr dann mit ihrem Schützling davon, in dem erhebenden Gefühl, wieder ein Objekt gefunden zu haben, mit welchem sie als Schutzengel operiren konnte. Sie wird fortfahren, ihren Lebensberuf in dieser Richtung zu suchen, wohl Gutes stiften und doch nicht die rechte Anerkennung finden, weil ihr die echte Selbstlosigkeit fehlt. Und mit der Anerkennung wird ihr auch die Befriedigung fehlen.

Glücklicher in diesem Sinne fiel das Loos der beiden andern alten Jungfern unserer Erzählung.

Klara Waldow strebt erfolgreich weiter auf ihrer schriftstellerischen Laufbahn und findet darin und in dem sich reich entfaltenden Glück Reichhardts und Emma's volles Genüge.

Fräulein Betty aber hat schließlich noch einen Mann gefunden und ist damit, wie Doktor Reichhardt sagt, von allen Uebeln kurirt.

Ende.

— Eine goldene Taschenuhr für 20,000 Mark ist beim Hofuhrmacher Johs. Hartmann vorm. D. Révir, Unter den Linden in Berlin, zu sehen. Diese Uhr stellt die denkbar größte Leistung von Uhrmacherarbeit dar. Mit dem einen Aufziehknopf werden die zahlreichen mit einander verbundenen Werke der Uhr zu gleicher Zeit aufgezogen. Die Uhr zeigt zwei Ortszeiten, schlägt von selbst die volle und die Viertelstunde mit Abstellung, repetirt die Minute, hat springende Sekunde mit zwei Zeigern und doppeltem Anhalt, ferner einen immerwährenden Kalender, der auch das Schaltjahr richtig zeigt, giebt die Jahreszahl, Monat, Tag, Datum und den Mondwechsel an, weist die Fünftel-Sekunde und die sog. schleichende Sekunde auf und hat endlich auch ein Thermometer. Dabei ist die Uhr von nicht außergewöhnlicher Größe.

Ein Ehe-Drama.

Ein Wiener Correspondent schreibt vom 13. Juni: Solche „Nachtstücke aus dem Leben," wie eins am nächsten Montag vor dem Wiener Schwurgerichtshof sich abspielen wird, kommen glücklicher Weise in den gebildeten Bürgerkreisen Deutschlands und Oesterreichs höchst selten vor. Darum auch erregt der Fall, von dem wir im Nachstehenden ausführlich sprechen, ganz ungewöhnliches Aufsehen. Er ist nicht etwa besonders verwickelt, er enthält kaum eine unaufklärbare mysteriöse Partie; vielmehr sind That und Thatmotive eigentlich als einfach und durchsichtig zu bezeichnen, und doch ist der Fall ein packender und birgt er bezüglich der schuldigen Personen eine Fülle von psychologischen Räthseln in sich. Aber erzählen wir die Angelegenheit nach der uns heute bereits vorliegenden Anklageschrift und ergänzen wir die wenigen Lücken derselben aus eigenem Wissen:

Vor ungefähr vier Jahren kam der deutsche Reichsangehörige Herr Karl Curio sammt Frau und zwei Knaben hierher. Herr Curio, ein stattlicher Mann von etwas über vierzig Jahren, ist so reich, daß er mit seiner Familie von seinen Renten leben kann. Seine Frau, schön, beiläufig dreißig Jahre alt, von sehr reicher deutscher Familie, schien ihren Gatten treuinnig zu lieben. Die zwei Knaben des Paares sind wohlgebildet, gutgeartet, ungefähr acht- resp. zehnjährig. Man mußte glauben, daß dem Hause Curio nichts zu seinem Glücke fehle. Herr Curio kaufte in Oberdöbling nächst Wien eine schöne Villa mit großem Park und bewohnte dieselbe allein. Er hatte sich die Besitzung auf das Bequemste und Angenehmste eingerichtet; Alles zeugte für den geläuterten künstlerischen Geschmack des Herrn Curio, der seine freie Zeit wieder nur mit der Kunst und vornehmlich mit der Musik ausfüllte. Er mochte etwa zwei Jahre auf solche Weise in Oberdöbling zugebracht haben, als er die Bekanntschaft des Wiener Landschaftsmalers und Zeichners Josef Johann Kirchner machte. Kirchner stand beiläufig im selben Alter wie Curio, er gehörte wie dieser der evangelischen Kirche an, er war ein guter Gesellschafter und von sympathischen Manieren. Die beiden Männer wurden Freunde. Kirchner lebte damals zumeist von dem Ertrag seiner Arbeiten für illustrirte Zeitschriften und stand auch mit mehreren solchen in Deutschland in regelmäßigem Verkehr. Als Curio im Sommer mit seiner Familie eine Reise unternahm, lud er Kirchner ein, die Villa in Oberdöbling zu beziehen, was dieser auch annahm. Kirchner war ebenfalls verheirathet und bezog die Villa mit seiner „Frau" und einem Kinde. In Wahrheit jedoch war er von seiner wirklichen Gattin getrennt, während diejenige, die er für seine Frau ausgab, eine gewisse Marianne Rössel, nur seine Konkubine war. Seine rechtmäßige Gemahlin und deren zwei Kinder leben außerhalb Wiens. Von alledem hatte Curio damals keine Kenntniß, er hielt die Rössel für die Frau Kirchners. Später ging die Rössel mit ihrem Kinde fort; Kirchner sagte, sie solle den Winter in Mödling zubringen. Kirchner selbst erhielt im Hause Curios nunmehr eine eigene ständige Wohnung unentgeltlich als Freund des Besitzers angewiesen und war auch dessen ständiger Tischgast. Die Rössel hatte jedoch ihren Geliebten nur aus dem Grunde verlassen, weil dieser mit der Frau Clara Curio, der Gattin seines Gastfreundes, ein intimes Verhältniß begonnen. Die Rössel wußte darum und war damit einverstanden. Sie bedang sich nur aus, daß er ihr wöchentlich zwei Abende widme und sie materiell unterstütze. Das intime Verhältniß zwischen Kirchner und Frau Curio begann im Frühjahr 1887. Das Paar miethete in der Stadt ein Absteigequartier, wo es seine regelmäßigen Zusammenkünfte abhielt. Herr Curio hatte davon natürlich nicht die geringste Ahnung. Er vertraute seiner Gemahlin und hielt seinen Freund für einen anständigen Menschen. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß Kirchner einmal scherzend Herrn Curio fragte, ob er denn gar nicht eifersüchtig sei auf ihn, und Herr Curio antwortete ihm wohlgelaunt, er setze voraus, daß ein Ehrenmann die Gastfreundschaft nicht mißbrauche. Indessen war Kirchner eben kein Ehrenmann, und er mißbrauchte allerdings das Vertrauen seines Freundes und Wohlthäters in der gröblichsten Weise.

Das Verhältniß zwischen Kirchner und Frau Curio wurde in der angedeuteten Art fortgesetzt. Aber schließlich begnügte sich Kirchner nicht mehr mit der Liebe der Frau Curio, er heischte auch Geldmittel von ihr. Er war in seinen künstlichen Arbeiten nachlässig geworden und verlor seine ergiebigsten Einnahmequellen, während seine Ausgaben sich steigerten. Er mußte für seine rechtsmäßige Frau und deren zwei Kinder und auch für seine Konkubine und deren Kind sorgen. Er gerieth in Wucherhände, und seine Verlegenheiten steigerten sich immer mehr. Da sprang ihm Frau Curio hilfreich bei. Sie war, wie schon gesagt, sehr reich, aber sie konnte ohne Vorwissen ihres Mannes doch nicht öfter über namhafte Beträge verfügen. Sie gab Kirchner einmal tausend Mark, dann mehrere hundert Gulden und zu verschiedenen Zeiten andere Summen. Sie verkaufte allmälig ihre Schmucksachen, um dem Geliebten im Geheimen Geld geben zu können. Sie bezahlte die Miethe für das Absteigequartier und sorgte für ein Taschengeld ihres Geliebten. Das genügte indeß Kirchner auf die Dauer nicht. Er gelangte zu dem Entschlusse, sich auf einmal zum Herrn des Vermögens der Frau Curio zu machen. Zu diesem Behufe jedoch mußte Herr Curio beseitigt werden, und Kirchner wollte ihn ermorden.

Am 14. Januar d. J. verabredeten die beiden Freunde, gemeinsam einen Maskenball zu besuchen. Sie soupirten wie gewöhnlich zusammen am Tische des Herrn Curio und machten hernach Balltoilette. Herr Curio hatte die Gewohnheit, bei nächtlichen Ausgängen seinen Revolver zu sich zu nehmen. Er wollte es auch diesmal thun, Kirchner aber brachte ihn davon ab und bemerkte noch, er habe seinen bleigefüllten Stock bei sich, und der genüge als eventuelle Waffe. Dann verließen die zwei Männer das Haus und schritten, um den Weg abzukürzen, durch den Park zu einer kleinen Pforte, welche in eine öde Nebengasse führt. Kirchner wandte noch ein, Curio solle nicht mit dem Claquehut auf dem Kopfe in der kalten Winternacht den Weg machen. Er, Kirchner, trage den zusammengefalteten Claque unter dem Ueberrock und setze eine Pelzmütze auf. Dies schien auch Herrn Curio zweckmäßig. Er ging nochmals vom Park in die Villa zurück und nahm einen Jagdhut mit. Auf der Treppe aber setzte er doch wieder den Claquehut auf, weil es, wie er sagte, trocken sei, und steckte den weichen Jagdhut in die Tasche. Dieser Umstand rettete Herrn Curio das Leben. Als die beiden Männer in der Nähe der rückwärtigen Parkthür waren, führte Kirchner plötzlich mit seinem Bleistock einen wuchtigen Hieb gegen das Hinterhaupt Curios. Der Schlag traf aber gerade die stählerne Feder des Claquehutes, zerschmetterte dieselbe und schlug ein großes Loch in den Hut, verletzte aber Herrn Curio nicht. Kirchner hieb noch zweimal zu, einmal traf er die linke Schläfe Curios, der Stock glitt indeß ab, und Curio erhielt blos eine nicht gefährliche Wunde. Den dritten Streich fing Curio mit dem rechten Arm auf. Dann rief er um Hilfe mit dem Beifügen, Kirchner morde ihn, und lief im Bogen nach der Villa zurück, wo er blutüberströmt anlangte.

Frau Curio brachte ihm Wasser, eilte aber hernach sofort zu — Kirchner, der aus dem Park in seine Wohnung zurückgekehrt war. Die Beiden sprachen mit einander, dann verließ Kirchner das Haus durch das Hauptthor. Der Bleistock Kirchners war auf dem Thatorte geblieben. Man hatte ihn geholt, und Frau Curio zeigte ihm der Dienerschaft mit den Worten, daß kein Blut an demselben hafte. Ihrem Mann bemühte sie sich den Gedanken auszureden, daß Kirchner ihn überfallen habe, und behauptete, es müsse eine dritte Person sich zwischen die beiden Männer gedrängt und den Anschlag gegen Curio ausgeführt haben. Dies ist übrigens die Verantwortungsweise Kirchners, der freilich selber dem Untersuchungsrichter gegenüber zugab, daß seine Behauptung wenig wahrscheinlich und unglaublich klinge.

Kirchner verließ die Villa und irrte in der Nacht umher. Er wollte sich in die Donau stürzen, führte sein Vorhaben jedoch nicht aus. Vielmehr ging er zur Rössel und muthete ihr zu, sie solle mitsammt ihrem Kinde gleichzeitig mit ihm sterben. Die Rössel weigerte sich, und Kirchner faßte darauf den Plan, in der nächsten Nacht seine Konkubine und das Kind während des Schlafes zu erschießen und dann sich selbst mit dem Revolver umzubringen. Bevor jedoch dieses scheußliche Verbrechen zur Ausführung gelangen konnte, wurde Kirchner am Nachmittag des 15. Januar, also am Tage nach dem Ueberfall gegen Curio, in der Wohnung der Rössel verhaftet.

Bald darauf hat Frau Curio das Haus ihres Gatten verlassen und befindet sich seither bei ihren Eltern. Daß sie von der Absicht Kirchners, ihren Gemahl zu ermorden, Kenntniß gehabt haben sollte, ist nicht wahrscheinlich, obgleich man annehmen muß, daß sie dem Kirchner in verblendeter Leidenschaftlichkeit völlig ergeben war und sich vor seinem geradezu dämonischen Einfluß auf sie gern und willig beugte. Dies Alles gehört jedoch in das endlose Kapitel von der Unergründlichkeit des Frauenherzens und soll hier nicht weiter erörtert werden.

Man begreift nach dem Gesagten wohl, daß der Fall hier großes Aufsehen verursacht. Kirchner, der schon einmal in einer Irrenanstalt gewesen sein soll und von jeher als excentrisch galt, tritt, wie schon Eingangs bemerkt, am nächsten Montag vor seine Richter. Die Schwurgerichtsverhandlung ist auf drei Tage anberaumt. Die Anklage lautet auf versuchten Meuchelmord, strafbar nach §138 St. G. höheren Strafsatz, d. i. zehn bis zwanzig Jahre schwerer Kerker.

Der Schwager eines Herzogs.

New Yorker Zeitungen theilen mit, daß ein Schwager des Herzogs von Marlborough, welch' Letzterer sich bekanntlich vor einigen Tagen mit Frau Lillian Hamersley in Brooklyn in die Rosenfesseln der Ehe schmieden ließ und am 30. Juni mit seiner Gemahlin nach Europa abreiste, vor drei Jahren als Tagelöhner am New Yorker Aquäductbau beschäftigt war. Der Name dieses Schwagers, welcher Frl. Lucy Price von Troy, N. Y., eine Schwester der jetzigen Herzogin, zur Frau hat, ist Renshaw. Derselbe stammt aus Baltimore, ist Civil-Ingenieur und war während seines Studiums am polytechnischen Institut in Troy mit Frl. Price bekannt geworden. Vor etwa drei Jahren stellte sich Renshaw, welcher ein sehr großer, kräftig gebauter und schöner junger Mann ist, dem Lieutenant Henry S. Craven, der damals noch Construktions-Ingenieur des Aquäduktbaues war, in dessen Bureau in Tarrytown vor und ersuchte um Anstellung. Aus den von ihm vorgelegten Zeugnissen und Empfehlungen ersah Lieutenant Craven, daß Renshaw die besten Schulen besucht hatte und ein tüchtiger Ingenieur sein müsse, da jedoch keine Stelle im Ingenieur-Corps frei war, vertröstete er ihn betreffs Anstellung auf die Zukunft. Renshaw dagegen erklärte, er wolle unter allen Umständen Arbeit haben und würde irgend eine Stelle annehmen. Als Craven erwiderte, es seien nur Taglöhner benöthigt, erklärte sich Renshaw zum größten Erstaunen Cravens bereit, als solcher einzutreten. Er wurde zu $1.50 per Tag engagirt, stellte sich auch am nächsten Morgen mit Picke und Schaufel zur Arbeit ein und wurde einer aus Italienern bestehenden Abtheilung zugetheilt, die mit Ausgrabungen beschäftigt war. Bei seinen Mitarbeitern, welche ihn verhöhnten, weil er sein Mittagsmahl nicht in ihrer Gesellschaft einnahm, verschaffte er sich dadurch, daß er die rohesten derselben tüchtig durchprügelte, sehr schnell Respekt. Er überragte dieselben um Kopfeslänge und verrichtete, wie der Abtheilungs-Vormann behauptet, drei Mal so viel Arbeit täglich, wie irgend einer der Anderen. Ingenieur Craven, welcher lebhaftes Interesse für den jungen Mann hegte, ließ denselben nicht aus den Augen und stellte ihn, nachdem er eine Woche als Taglöhner gearbeitet hatte, mit einem Jahressalär von $2500 als seinen Sekretär an. In dieser Stellung that Renshaw sich bald als einer der tüchtigsten Ingenieure hervor, wurde mit den wichtigsten Arbeiten betraut und erhielt bald Zulage. Zwei Jahre später, als Craven, mit dem er mittlerweile intim befreundet worden, seine Stellung niederlegte, löste auch Renshaw seine Verbindung mit dem Aquäduktbau. Während er dort beschäftigt war, erschien er übrigens häufig in der besseren Gesellschaft und war stets eine der hervorragendsten Figuren bei den von seiner Schwägerin, Frau Hamersley, gegebenen Empfängen. Als er sich als Taglöhner am Aquäduktbau anstellen ließ, soll er übrigens nicht durch pekuniäre Nothwendigkeit gezwungen gewesen sein, sondern nur unter allen Umständen Beschäftigung gewünscht haben.

— Der Besitz kostbarer Diamanten kann auch zum Fluch werden, zur Quelle ewiger Angst und Gefahren—die Patti mußte es eben an sich erfahren. „Der Einbruch in den Landsitz Adelina Patti's in Craig-y-Nos'' schreibt die Londoner ,,Truth'', ,,scheint von einer Bande auszugehen, welche entschlossen ist, auf alle Fälle in den Besitz der Juwelen der Sängerin zu gelangen. Die Bande ist der Patti nach Buenos Ayres gefolgt. Einer derselben spielte den Verräther and machte der Polizei Mittheilungen, wodurch zwei in's Gefängniß kamen. Der Anführer der Bande ist ein Engländer, welcher im Hotel de Paris Logis nahm. Ein Anderer ist ein Spanier, welcher in Rosario wohnt. Dieser zahlte die Kosten der Reise der Strolche von England. Als der Plan, die Juwelen zu erlangen, mißglückte, kamen die Gesellen auf den Gedanken, die Sängerin zu entführen und sie so lange festzuhalten, bis sie ein großes Lösegeld zahle. Während ihres Aufenthaltes in Buenos Ayres logirten Detectives in dem Hotel, wo Frau Patti abgestiegen war, und sie war auf ihren Spaziergängen stets von zwei Geheimpolizisten begleitet.''

Trauringe.

Auch in dem nüchternen und realistischen Amerika gehört ein Trauring bei einem großen Theil des Volkes, trotz seines geringen praktischen Werthes, zu den begehrtesten Gegenständen.

Wie schon in den ältesten Zeiten das Auswechseln von Hochzeitsringen nachzuweisen ist und wie diese Idee in allen Epochen der Zeitalter Stoff zu poetischer Verherrlichung gab, so ist es auch in der neuen Welt bis auf unsere Tage geblieben. Eins sieht man in den Ver. Staaten häufiger, als in Europa, daß nämlich ein schlichter Goldreif am kleinen Finger getragen wird. Ursprünglich sollte dies anzeigen, daß der Träger oder die Trägerin verwittwet sei, jedoch hat sich im Laufe der Zeit auch die Mode des Tragens eines Ringes ohne Stein am kleinen Finger sehr verallgemeinert. Sonst wird, wie von jeher, der Trauring am vierten Finger der linken Hand getragen, weil man früher annahm, daß von diesem Finger eine Ader direct zum Herzen führe oder weil dieser Finger der am wenigsten gebrauchte ist und somit auch der an ihm getragene Ring verhältnißmäßig am wenigsten abgenutzt wird.

Die Geschichte der Fingerringe ist ein Zweig der Archäologie, welcher nicht hoch genug gewürdigt werden kann, da aus ihr ein bedeutender Theil historischer und socialer Daten und Begebenheiten uns überliefert worden ist. Inschriften in aufgefundenen Ringen sind für den Alterthumsforscher mindestens ebenso wichtig, als die Numismatik, die Lehre von den Münzen.

In einem testamentarischen Document, welches die Königin Marie von Schottland im Schlosse zu Edinburg vor der Geburt ihres Sohnes James aufsetzte, zählt sie unter Anderem auch ihre Ringe auf. Unter diesen befand sich auch ein Diamantring von rothem Email, welchen die Königin ausdrücklich als ihren Hochzeitsring bezeichnet. Auf der Innenseite befindet sich die Inschrift: „Für den König, der mir ihn schenkte." Man meint, daß dies der Ring ist, welchen Darnley an Marie schenkte, als er vor der öffentlichen Trauerfeierlichkeit sich mit ihr in Rizzios Zimmer privatim trauen ließ, denn es ist festgestellt, daß bei der officiellen Feier in der königlichen Kapelle zu Holywood andere Ringe von hohem Werthe gebraucht wurden.

Ludwig der Neunte von Frankreich legte der Bedeutung des Trauringes hohen Werth bei. Er liebte seine Gattin, Margarethe von Provence, mit der er in seiner frühesten Jugend vermählt worden war, schwärmerisch und trug stets einen mit Lilien und Rittersporn verzierten Ring, weil diese Blumen seiner Gemahlin besonders lieb waren.

Als infolge eines politischen Vergehens gelegentlich der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus der Baron von Rosen in die Verbannung geschickt wurde, nahm man ihm seinen Schmuck und seine Werthgegenstände ab. Er wurde aufgefordert, seinen Goldring, den er am Finger trug, abzugeben, antwortete aber: „Dies ist mein Trauring und man kann ihn nur bekommen, wenn man mir zugleich mit ihm den Finger abnimmt." Man ließ ihm den Ring.

Der kleinste Ring, der wohl jemals auf den Finger einer Braut gezogen worden ist, war zweifellos derjenige, welchen Prinzessin Maria, Tochter Heinrich VIII., bei ihrer Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich, Sohn König Franz des Ersten, am 5. October 1518 erhielt. Die Prinzessin war gerade zwei Jahre alt und der Bräutigam sieben Monate und acht Tage. Letzteren vertrat bei der Hochzeitsfeier der Admiral Bonnivet und dieselbe wurde mit großem Pomp in Greenwich gefeiert. Die Braut stand neben ihrer Mutter, in ein Kleid von Goldstoff gekleidet, mit einem schwarzsammetnen Mützchen auf dem Kopfe und mit Juwelen überschüttet. Nachdem die Trauung vollzogen war, wurde die Prinzessin emporgehoben und der Priester Wolsey überreichte der „jungen Frau" einen goldenen Miniaturring mit einem kostbaren Brillanten, den der Admiral Bonnivet, als Stellvertreter des Bräutigams, über das zweite Gelenk des kleinen Fingers zog.

Zur Zeit der Königin Elisabeth pflegten die englischen Damen den Trauring am Daumen zu tragen, wie noch auf den Portraits zu Stanford-Court zu sehen ist. Zu Georg I. Zeiten wurde der Ring auf dem vierten Finger befestigt, aber gleich nach der Ceremonie zogen die Neuvermählten ihn wieder ab und befestigten ihn am Daumen.

Als der nunmehr verstorbene Kaiser Friedrich III., als Kronprinz von Preußen, im Jahre 1858 mit der Prinzessin Victoria von England getraut wurde, wechselten sie in Breslau verfertigte Ringe von schlesischem Gold. Der Verfertiger der beiden Ringe ließ dieselben auf ein Pergament kunstvoll befestigen und unter dieselben einen kurzen Abriß der Geschichte seiner Goldbergwerke in Reichenstein in künstlerischer Vollendung schreiben; in dieser Form überreichte er dem Paare die beiden Ringe.

In Griechenland erhält bei der Hochzeit die Braut einen silbernen, der Bräutigam einen goldenen Ring. Der die Trauung vollziehende Priester reicht, nachdem er mehrere Gebete gesprochen, dem Paare die Ringe, welche bis dahin auf dem Altar lagen, die Frau nimmt den goldenen und schenkt diesen dem Manne, der ihr dann den silbernen an den Finger steckt.

Die Ring-Ceremonie bei russischen Hochzeiten unterscheidet sich auch von der bei uns üblichen. Die Ringe werden dreimal gewechselt. Zuerst befestigt der Mann den Ring an den Fingern der Braut, darauf nimmt der Priester der Braut den Ring wieder vom Finger der Braut, zieht ihn auf den Finger des Mannes, den andern dagegen auf den Finger der Braut, und schließlich tauschen der Mann und die Braut noch einmal unter einander die Ringe aus. Bei Hochzeiten in der kaiserlichen Familie werden die Ringe durch eine dritte Person ausgetauscht. Gelegentlich der Hochzeit des Herzogs von Edinburg und der Großfürstin Maria Alexandrowna am 23. Januar 1874 überbrachte der Ceremonienmeister die Trauringe auf Goldtellern und stellte diese auf den Altar. Darauf empfing der Beichtvater des Kaisers und der Kaiserin die Ringe von den Priestern des Hofes und befestigte dieselben, während ein Gebet gesprochen wurde, an den Fingern der Braut und des Bräutigams, worauf die anderen Ceremonien begangen wurden.

In Spanien gilt das Geschenk eines Ringes für ein Eheversprechen und ein Mädchen hat gesetzlichen Grund, von einem Manne, der ihr einen Ring schenkte, zu verlangen, daß er sie heirathe. Auch in Prozessen in den Ver. Staaten, in denen es sich um den Bruch eines Eheversprechens handelt, spielt der Ring oft eine wichtige Rolle.

Bei allen christlichen Völkern aber gilt der Trauring als das Symbol der ewigen Verbindung zweier Herzen und der gegenseitigen Liebe und Treue.

— Hinc illae lacrimae. — „Du scheinst in Deiner Ehe sehr unglücklich zu sein, liebe Emma! Ist denn mit Deinem Manne gar kein Auskommen?" — „Ach, meine Theuerste, mit ihm schon, aber nicht mit seinem Gehalt!"

Zur Einwanderungsstatistik.

Am 3. Juli landeten in Castle Garden 1329 Einwanderer, welche mit den Dampfern „Egypt" und „Wyoming" aus Liverpool gekommen waren.

Die Einwanderung im Monat Juni belief sich auf 52,186 Köpfe, 5621 mehr, als im Juni vorigen Jahres in Castle Garden gelandet wurden. Für das mit dem letzten Tage des Juni endende Halbjahr bezifferte sich die Einwanderung auf 241,652 gegen 212,655 in der entsprechenden Periode des Vorjahres. Ein Vergleich der einzelnen Monate ergiebt Folgendes:

	1888	1887
Januar	10,190	8,207
Februar	15,157	11,423
März	28,945	31,100
April	61,460	54,235
Mai	73,714	61,125
Juni	52,186	46,565

Also nur in einem Monat, dem März, hat die Einwanderung gegen die des Vorjahres abgenommen. Die Gesammtzunahme während der sechs Monate betrug, 28,997.

Man hat berechnet, daß die diesjährige Einwanderung über 425,000 betragen wird, gegen 370,000 im Jahre 1887, 435,681 im Jahre 1881, 476,000 im Jahre 1882 (in welchem Jahre die Einwanderung bis jetzt am stärksten war) und 403,909 im Jahre 1883. Von den diesjährigen Einwanderern waren 38,155 Italiener. Es kamen aus dem sonnigen Italien in Castle Garden an im Januar in vier Dampfern 1053, im Februar in sieben Dampfern 1618, im März in sechs Dampfern 2284, im April in elf Dampfern 10,153, im Mai in elf Dampfern 8880 und im Juni in acht Dampfern 4167. Die italienische Gesammteinwanderung während des Jahres 1887 bezifferte sich auf 43,725, gegen 29,312, 16,033, 14,076, 25,485, 27,484, 16,528, 11,190, 7220, 4208, 2831 und 2618 in den elf Vorjahren. Die italienische Einwanderungs-Gesellschaft, deren Bemühungen vom Baron Fava, dem italienischen Gesandten in Washington, unterstützt werden, sucht die Noth dieser Einwanderer nach Kräften zu lindern und erhält täglich Beisteuern von Italienern, welche seit längerer Zeit schon in den Ver. Staaten weilen und hier Etwas vor sich gebracht haben.

Von den aus Italien Eingewanderten bleibt ein großer Bruchtheil in New York. Der Civilstandsbeamte Dr. Roger S. Tracy, welcher als Sanitäts-Inspector Gelegenheit fand, sich eingehend mit den Gewohnheiten und mit der Lebensweise der Italiener in diesem Lande, speciell in der Metropole, bekannt zu machen, hat einen umfassenden Bericht über seine Beobachtungen ausgearbeitet. In diesem heißt es:

„Die italienische Bevölkerung hiesiger Stadt kam als solche erst nach 1870 durch ihre schmutzigen Gewohnheiten zur Kenntniß der Sanitätsbehörden. 1870 waren dem Census zufolge schon 2794 Italiener in New York und schon 1872 begannen sie, das Lumpensammeln zu monopolisiren. Die Leute lebten wie das Vieh in den schlechtesten Wohnungen, anscheinend in der Absicht, sobald sie $1000 erspart hatten, nach der Heimath zurückzukehren, wo sie von den Zinsen jener Summe leben könnten. Die meisten fanden aber das Leben hier so anziehend, daß sie nicht nur blieben, sondern auch Frauen und Mädchen zur Einwanderung veranlaßten. Bis zu jener Zeit verkehrten die Italiener nur unter sich. 1878 und 1879 begann die Einwanderung zuzunehmen; viele Frauen landeten, die Söhne des sonnigen Südens begannen, die Landessprache zu erlernen, und die Wohnungen, in denen Frauen schalteten und walteten, waren sauber und nett gehalten. Nur die lediglich von Männern bewohnten Häuser blieben schmutzig. 1875 war die Zahl der Italiener auf 6507, 1880 (den letzten Census zufolge) auf 12,223 gestiegen. Seit jener Zeit hat die Zahl bedeutend zugenommen. Trotz ihrer schmutzigen Lebensweise scheinen die Italiener gut zu „gedeihen" und von zymotischen Krankheiten verschont geblieben zu sein. Vom 1. April 1873 bis 30. April 1874 starben nämlich nur 15 Personen mit italienischen Namen an den Blattern und vom 1. Mai 1874 bis 31. December 1875 waren unter 4648 Blattern-Erkrankungen nur 35 Italiener. Von der Typhus-Epidemie in 1881 waren die Italiener gänzlich verschont geblieben, und von 1881 bis 1883 befanden sich unter 837 Typhus-Erkrankungen nur 24 Italiener."

Das Polizeigerichts-Baby.

In dem Tombs Polizeigericht in New York spielt ein Baby eine Rolle von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Eine Frau erscheint vor dem Polizeirichter, selbst dürftig gekleidet und im Gesichte deutlich die Spuren eines regelrechten Katzenjammers verrathend. Auf dem Arm aber trägt sie ein rothbäckiges, frisches Kind, reinlich und sauber, mit einem weißen Kleidchen angethan und mit den großen Guckäugelein unschuldig in die Welt hineinsehend. Die „Mutter" streichelt dem Kinde auf das Zärtlichste die Wangen und gibt ihm die süßesten Schmeichelnamen. Ein Polizist erhebt gegen die Frau eine auf „Trunkenheit" lautende Anklage. „Herr Richter," meinte die Angeklagte, „verzeihen Sie mir nur dies eine Mal, meines lieben kleinen Kindes halber." Der Richter läßt sich erweichen; die Frau geht straffrei aus, muß aber eine derbe Lection mit auf den Weg nehmen.

Kaum hat sich hinter ihr die Thür des Gerichtssaales geschlossen, als sich ihr Betragen plötzlich ändert. Das eben noch verhätschelte Kind wird nun in ziemlich rücksichtsloser Weise vom Arm gerissen und einer im Vorzimmer wartenden, verlumpten Bettel übergeben.

Ein Berichterstatter, welcher diesem Auftritt beigewohnt hatte, brachte sehr bald Folgendes in Erfahrung: Das Kind war das „Polizeigerichts-Baby," welches, wie ein Polizist meinte, innerhalb der letzten zwölf Monate vielleicht schon ein Dutzend Mal im Gericht figurirt hatte. Das kleine Geschöpf wurde von seiner Mutter an Frauenspersonen, welche des Verstoßes gegen die bürgerliche Ordnung beschuldigt waren, gegen klingende Münze „verborgt" und mußte dazu dienen, das Mitleid und die Theilnahme des Richters zu erregen, was auch häufig gelang. Alte Betteln, welche bereits mit mehr oder minder günstigem Erfolg alle möglichen Appellationen an das Herz des Richters versucht haben, sind auf die Idee verfallen, sein Herz durch ein unschuldiges Kind, das sie für das ihrige ausgeben, zu rühren und oft wissen sie die zärtlichste Mutterliebe so wahrheitsgetreu zu heucheln, daß man denken sollte, ihnen werde es ob der angedrohten Trennung von dem „Liebling" das Herz brechen. Das „Polizeigerichts-Baby" dürfte übrigens, nachdem nunmehr der Plan durch die Blosstellung in der Presse verrathen worden ist, bald seine Rolle ausgespielt haben.

— Der vollkommene Frühling. Er: „Wie wunderbar ist doch die Natur, seit sie ihr Frühlingskleid angezogen!' — Sie: „Ach, das ist noch nichts! Da sollten Sie erst mich sehen, wenn ich mein Frühjahrskleid anziehe!"

— Aus Berlin wird einem Züricher Blatte geschrieben: „Eine eigenthümliche Ehescheidung macht viel von sich reden. Der alte Herr v. Bleichröder, Bismarcks finanzieller Berather, einer der bekanntesten Millionäre Berlins und Vertreter der Rothschild-Gruppe am hiesigen Platze, hat neben einigen Söhnen eine einzige Tochter. Die junge Dame hatte wegen ihrer nichtarischen Abstammung einige Schwierigkeiten, einen adeligen Bräutigam christlichen Geblüts zu bekommen. Ein solcher sollte es sein, um den aristokratischen Glanz der Familie Bleichröder zu erhöhen. Endlich fand sich ein wirklicher Baron, der an dem Geschäft und dem Glauben des Schwiegervaters keinen Anstoß nahm. In Anerkennung dieser vortrefflichen Eigenschaften kaufte Herr v. Bleichröder seinem adeligen Schwiegersohn ein schönes Landgut für eine Million Mark in der Nähe von Breslau als Hochzeitsgeschenk. Welches Glück in der Ehe sproß, ging daraus hervor, daß nach kaum fünf Monaten die junge Frau ihren Gemahl verließ. Jetzt wurde die Ehescheidung endgiltig ausgesprochen. Das Landgut hat der Herr Schwiegersohn zu seinem Nutzen für eine halbe Million Mark verkauft, außerdem noch eine gleiche Summe Schulden gemacht. Es ist ein Herr v. Uechtritz, der als Eidam den alten Bleichröder so viel Geld kostete. Er hat sich als nervenleidend vorläufig in eine Heilanstalt zurückgezogen, jedoch macht sein Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt ein Duell mit einem der Brüder seiner ehemaligen Frau unmöglich, das im Gange gewesen sein soll. Dem geschiedenen und jetzt nervenkranken Ehemann verblieben die obigen 500,000 Mark aus dem verkauften Gute, ob als Reu- oder Schmerzensgeld hängt von der persönlichen Auffassung ab. Den alten Bleichröder soll die Erfahrung mit dem aristokratischen Schwiegersohn schlecht gerechnet zwei Millionen Mark kosten; den Spott zum Schaden hat er außerdem gratis, denn viel Mitleid herrscht nicht über die Geschichte."

— Aus Karl Maria von Weber's erster Jugend erzählt sein Sohn: In seinen Musikunterricht theilten sich sein Vater und sein Stiefbruder Fridolin, schlechtweg Fritz genannt. Das arme Kind genoß mit Unlust die ihm zum Ueberdruß vorgesetzte Kost und schien zu seines Vaters Verzweiflung fast ganz talentlos. Weber selbst berichtete später den Seinen oft lachend, Fridolin habe einst den Violinbogen, mit dem er ihm im Zorn mehrmals über die kleinen ungeschickten Hände geschlagen, wegwerfend ausgerufen: „Karl, Du kannst vielleicht alles werden, aber ein Musiker wirst Du nimmermehr!" — Eine ähnliche ungünstige Beurtheilung sollte, wie wir in der „Neuen Musik-Zeitung" lesen, Georges Bizet, der Componist der „Carmen", noch in reiferen Jahren erfahren. Mit neunundzwanzig Jahren bekam er den großen „Prix de Rome" des Pariser Conservatoriums, mit dem ein dreijähriges Stipendium für eine Studienreise nach Italien verbunden ist. Bizet blieb fast die ganzen drei Jahre in Rom und stattete Neapel nur einen kurzen Besuch ab, so daß er nicht Zeit fand, dort ein Empfehlungsschreiben an Mercadante abzugeben, das ihm Carafa, der damals am Pariser Conservatorium Unterricht gab, sehr an's Herz gelegt hatte. Bei der Rückkehr nach Rom wollte er doch nun aber wenigstens sehen, was der alte Herr über ihn geschrieben habe, erbrach den Brief und las Folgendes: „Mein alter Freund! Ich empfehle Dir lebhaft den Ueberbringer dieses Briefes, Herrn Bizet, einen Laureaten unseres Instituts; er ist ein liebenswürdiger junger Mann, ein famoser Kerl, der die lebhaftesten Sympathien verdient, aber—unter uns gesagt — von musikalischem Talent auch nicht ein Procent hat!"—Wenn sich Bizet aus diesem negativen Urtheil des alten Perrücke über ihn auch nichts machte, so war er jetzt doch froh, diese „warme" Empfehlung nicht abgegeben zu haben.

— Ein nettes Zensurstückchen wird in der „Köln. Z." anläßlich der Streichungen im Luther-Festspiel in Erinnerung gebracht. Vor langen Jahren hat nämlich die Zensur der Wiener Polizei in Goethe's „Faust" eine der bekanntesten Stellen beanstandet, weil die Verzeichnung „Fräulein" nur bei aristokratischen Damen gebraucht werden dürfe, und so hieß es denn: ,,Schöne Jungfer, darf ich's wagen?'' und ,,Bin weder Jungfer, weder schön!''

— Zwei Freunde spielen Billard im Café, als ein bekannter Musiker, der aber als Musiker noch nicht gebührend geschätzt wurde, hereintrat. „Puh! ist das aber ein Schmutz da draußen!" schnauft er, noch athemlos vom raschen Gehen und schickt sich an, die Kleider mit Hilfe des Kellners abzulegen. „Ja, ja, 's ist arg heute," bestätigte mit nachdenklicher Miene einer der Freunde; „aber sag' mal," fuhr er dann heraus, „weil wir gerade vom Schmutz sprechen — was komponirst Du denn gegenwärtig?" — — —Tableau und Todfeindschaft!

— Sorge. Herr (zu einer Freundin, der kürzlich der dritte Mann gestorben): O, liebe Frau X., ich fühle mit Ihnen den tiefen Schmerz, der Sie betroffen! Daß Ihnen doch alle Ihre Lieben so wegsterben müssen! — Wittwe (unter Thränen): Ja, und der war gerade so gut, ein Engel gegen die Anderen; wer weiß, wie ich mit dem Nächsten ankomme!

— Plötzlicher Fleiß. Erster Student: Kannst du mir zehn Mark pumpen?—Zweiter: Unsinn, habe selbst nichts.—Erster: Dann muß unser Freund Müller angepumpt werden, der hat wahrscheinlich was. — Zweiter: Wo denkst du hin, der geht ja seit zwei Tagen in's Colleg.

— Logische Folgerung. „Wissen Sie, lieber Herr Rath, man wird doch schon recht alt und merkt, daß die Jahre anfangen zu drücken." „Ja, lieber Freund, das Alt werden ist aber doch das einzige bis jetzt erfundene Mittel um lange zu leben!"

— Immer nobel. Stubenmädchen: „Fräulein, ich habe beim Aufräumen ein Zehnpfennigstück gefunden. Haben Sie's vielleicht verloren?" — Fräulein: „Zehn Pfennige? Sie dumme Person, wenn ich überhaupt Geld verliere, so ist es mindestens eine Mark!"

— Gute Antwort. Bureauvorsteher: Donnerwetter! was ist denn das wieder für ein Geschmiere, das kann ja kein Teufel lesen. — Kanzlist: Verzeihung, für den habe ich es auch nicht geschrieben.

— Bedenkliche Begleitung. Herr (zu einem Straßenbummler): „Wissen Sie vielleicht den Weg in's Zuchthaus?" — Bummler: „Nicht recht, ich hab' nie auf'paßt! So oft ich hing'müßt hab', haben mi allemal a Paar gführt!''

— Erster Gedanke. Onkel: Sieh nur den stolzen Ostindienfahrer dort auf der See; der hat sicher für viele Hunderttausende Güter an Bord.—Nichte: Ob der Capitän schon—eine Frau hat?

— Die wichtigste aller Künste ist „die Lebenskunst", d. h. „die Kunst, richtig zu leben."

— Bedauernswerth. „Wissen Sie, mir läuft jede Frau nach!" — „Mir leider blos die meinige.!"

— Ein neues Wort. — Beamter: „Was sind Sie?" — Herr: „Flitterwöchner im Augenblick!"